

(Nachdruck verboten.)

Was ist Ruhm?

Roman von Max Krejer.
(Schluß.)

Kensdahl medierte dazwischen: „Sagen Sie doch, weshalb hat man diesen Löwen nicht gekauft? Das verstehe ich nicht“, rief er laut von hinten. „Das wäre doch Pflicht der Nationalgalerie. Beizen wird er doch keinen mehr. Lorensen hat ihn mächtig gelobt.“ Behutsam richtete er den Parade-marsch wieder nach vorn. „Apropos Lorensen — auf seine Eva warte ich immer noch. Kostet mich schon dreitausend Mark Voranschuß, ja eh. Arbeitet jetzt noch weniger, seitdem er verheiratet ist. Scheint da etwas nicht ganz in Ordnung zu sein zwischen den jungen Deutchen, ja eh; muß wohl bei den Herren Künstlern so Mode sein, daß sie sich nicht mit einer begnügen.“

Und er erzählte weiter, daß er erst vor kurzem bei dem jungen Ehepaar in der stillvoll eingerichteten Wohnung in Halensee gewesen sei; dann am Tage darauf bei Lorensen im Atelier, wo er die angefangene Eva gesehen habe, die etwas Vielversprechendes zu werden scheine; aber Lorensen lasse immer wieder die Hände davon, weil ihm, wie er sagte, sein erstes Modell ausgerissen sei und ihm kein anderes mehr dazu genüge. Er sei darüber schon ganz nervös geworden und lebe in der krankhaften Einbildung, sein Werk nie in der ursprünglichen Auffassung vollenden zu können.

Und nachdem Kensdahl zum zweiten Male die ihm hingehaltene silberne Schnupftabakdose Thormeyers abgelehnt hatte, wie es schien etwas ärgerlich darüber, daß man seine geringe Neigung dafür immer noch nicht begriffen habe, fuhr er lebhaft zu Kempfen gewendet fort: „Ja, sagen Sie mal, mein Sohn, können Sie alle denn gar nicht ohne Modell fertig werden? Das ist doch beinahe schon ein Unglück in der Kunst. Was macht Ihr denn, wenn so'n Frauentzimmer alt und fett wird?“

„Wächst immer wieder neues Gemüse, Baron,“ warf Thormeyer trocken ein und schnupfte für den andern mit.

„Uebrigens, da fällt mir ein,“ sprach Kensdahl weiter, „sie soll ja hier bei Ihnen sein, das kleine Ding. Merkwürdig, daß Sie mehr Glück haben, als er, ja eh. Aber kenn ich, kenn ich! Junggefallen haben immer den Vorzug . . . Wo steckt sie denn, dieses Wundergeschöpf?“

Kempfen verhinderte alle weiteren Erörterungen darüber, indem er nur die geschäftlichen Dinge erwog. Ein reicher Kunstfreund in Nürnberg hatte ihm seinen Besuch angemeldet, und so konnte er über die Ausführung der großen Gruppe noch nichts Bestimmtes sagen. Schließlich jedoch trennte man sich, befriedigt von dem Ergebnis dieser Vorbehandlung, die jedenfalls nach der einen Seite hin zu seinen Gunsten entschieden werden würde. —

Es war Anfang Januar, zur Zeit, als Kempfen mit der Einrichtung einer kleinen Wohnung beschäftigt war, die er sich in der Nähe gemietet hatte. Klara ging in Trauer umher, denn vierzehn Tage vor Weihnachten hatte sich ihre Mutter plötzlich hingelegt, um nicht mehr aufzustehen. Jetzt, da sie ganz frei war, wo sie unter diesem Alleinsein ersichtlich zu leiden schien, glaubte er mit einem letzten Schritt die Fessel um sie schlingen zu dürfen.

Am frühen Abend saßen sie im Atelier und sprachen ganz vernünftig darüber; er mit ungewohnter Redseligkeit, sie mit stockendem Herzen, denn ihre Gedanken waren fortwährend bei Lorensen. Damals, als sie hinter dem Vorgang von der Künstlerpein des Blondens gehört hatte, war ihr Mitleid mit ihm erwacht, gleichsam von der Sehnsucht geboren, den Mann wiederzusehen, der bereits längst von ihr Besitz genommen hatte. Und heute früh war ein Brief von ihm gekommen, der nur die Worte enthielt: „Komm zu mir, meine Tür steht Dir immer offen. Niemals sollst Du Deine Tat bereuen. Sonig wird Dir fliehen nach dem bisherigen Sauerkraut Deines Daseins. Der betrübte Adam wartet auf seine herrliche Eva.“ Sie las zwischen den Zeilen, daß er ohne sie nicht fertig werden konnte und daß er sie auf jeden Fall holen würde, auch gegen den Willen des andern.

„Nein, nein, es geht nicht,“ sagte sie mit einem großen Entschluß, „ewig würden Sie . . . würdest Du mir alles vorhalten.“

„Nie, nie!“ rief er aus, glücklich darüber daß sie endlich diese traute Anrede gefunden hatte.

„Ach, das kennt man,“ sagte sie wieder, schon fertig mit ihrem Entschluß, den er aber anders auslegte, denn er drang nicht mehr in sie, wollte vielmehr das Weitere der Ueber-rumpelung der nächsten Stunde überlassen, wenn die alten Freunde auftauchten, um Zeuge des großen Augenblicks zu sein, wo er ihr den Ring auf den linken Finger stecken würde.

Es dauerte nicht lange und sie kamen an; diesmal fast zusammen: Walzmann, der Maler und der Musiker, der nun seit einigen Tagen wieder in Berlin war, um seine erste Oper anzubringen. Noch immer stand das Klavier hier auf Lager, nun dicht verdeckt hinten im Atelier, nachdem sich Kempfen in dem kleinen Raum sehr beengt dadurch gefühlt hatte.

Schmarr kam nicht, denn es stand schlechter mit ihm als je. Acht Tage lang hatte er bei Kempfen gearbeitet, dann war er in ein Krankenhaus gegangen, aus dem er verschwunden war, man wußte nicht wohin. Blankert meinte, daß er wahrscheinlich wieder Unterkunft bei einem guten Freund gefunden habe, woraus Kempfen schloß, daß das zugelegte Geschenk ihm jedenfalls Kopfschmerzen bereite und, zartfühlend wie er war, ohne dasselbe heute nicht auftauchen wolle.

„Er wird schon kommen, seid vergnügt, Leute, seid vergnügt! Das Leben ist so kurz,“ knarrte Walzmann seinen alten Spruch herunter und blähte die Nasenflügel, denn er witterte die Vorbereitung einer Punschbowle, was ihm Ver-anlassung gab, Sörgel heute besonders freundschaftlich zu behandeln und sich wiederholt der „Küche“ zu nähern. Dann machte er sich wieder an der Seite Kempfens zu tun. „Hast Du vielleicht Zeit, bei Gelegenheit einmal in meinen Stall zu kommen? Es wächst, es wächst das Denkmal. Du wirst sehen: Uebermenschliches ist mir gelungen. Ja. Die Tote soll wiedererwachen in diesem Stein. Aber die Kosten, weißt Du, die Kosten! Du mußt mir pumpen. Große Kerle, große Seelen! Deutscher Donatello Du! Ich arbeite es ab, wie Du willst!“ Dann, erfreut von der Zusage Kempfens, rief er laut: „Anton, mein Sohn, wie lange dauert denn das? Heiz doch nach! Fräulein, Schönheitsgöttin, — zukünftige Hausfee — leih ihm Deinen feinen Geschmack. Draußen pfeift es gehörig . . .“ „Ruschke, rühr doch endlich Deine Pfoten, laß den Kantus steigen. Lorensen sollen die Ohren klingen.“ Und laut gab er einen soeben erdachten Klapphornvers zum besten:

„Wie war's so schön vor einem Jahr,
Da sah man noch das alte Paar.
Lorensen hieß der eine,
Der andre zog die Leine.“

Blankert brüllte vor Lachen und ließ beim Umher-stolzieren die langen Beine knacken, Ruschke aber dudelte vor Vergnügen und riß eifrig die Decke von dem Klavier.

„Nur Deine Oper nicht,“ quarrte Walzmann wieder, „die hören wir schon, wenn sie durchfällt.“

„Was Lorensen betrifft, so habe ich da schöne Geschichten gehört,“ warf Blankert dazwischen, bevor der erste Klang laut werden konnte. „Seine Frau soll wieder bei ihren Eltern sein, man weiß nicht wie, man weiß nicht was.“

„Glaub ich schon, glaub ich schon,“ sagte Walzmann. „War immer zu einem Pascha geboren.“ Und er erwog allen Ernstes die Frage, ob man diesen „Unglücklichen“ nicht holen sollte, um ihn der Kunst wiederzugeben.

Am langen Tisch klirrte plötzlich ein Glas, sonderbar, wie einer zitternden Hand entglitten. Dort stand Klara und spitzte die Ohren. Fortwährend hatte sie der Gedanke ge-peinigt, wie sie der kommenden Minute, die ihr schreckhaft dünkte, enttrinnen könne. Die Hand auf dem Herzen, stand sie abgewandt da, die Augen geschlossen, Kraft schöpfend zur letzten Ueberwindung. Schon wurden die Gläser gefüllt, als sie ins kleine Zimmer hineinging mit dem schleppenden Gang der Fliehenden, die sich vor den Augen der Menschen noch aufrecht erhalten will,

„Ich komme gleich — sofort bin ich wieder hier,“ sagte sie mit ihrem letzten Lächeln und verschwand hinter dem Vorhang.

Aber sie kam nicht; auch dann nicht, als man schon ungeduldig wurde und Kempfen, von dunkler Ahnung erfüllt, sie holen wollte. Sie war fort, lautlos durch die kleine Tür des Anbaues ins Freie geschlüpft, während die Unterhaltung lustig weiterging.

„Kempfen, was ist Dir? Mensch, wie siehst Du aus?“

Er wandte, denn totenbleich war er zurückgekehrt, den Brief Lorenzens in der Hand, den er auf der Diele fand. Mit irrendem Blick hatte er nur die Worte gelesen: „Komm zu mir, meine Tür steht Dir immer offen,“ dann wurde ihm alles klar. Schwer sank er auf einen Stuhl, ließ das Haupt schlaff fallen und starrte vor sich auf die Steine. Ein Stöhnen entrang sich seiner Brust wie ein großer verlorener Seufzer, der alles ausdrückte, was er eigentlich hätte sagen müssen. Alle umstanden ihn, niemand sprach ein Wort, denn sie wußten seinen tiefen Schmerz zu ehren.

Draußen schlug der Schnee gegen die Scheiben, und der Wind piff um das Haus wie damals, als Lorenzen sie geholt hatte, dessen Wink sie nun zum zweiten Male gefolgt war — für immer und immer. Er fühlte es, er empfand es in seinem Seelenjammer, der ihn in diesen Minuten zu einem schwachen Kind machte. Was war ihm nun seine aufsteigende Größe, sein Ruf, der die Welt zu erfüllen begann! München hatte ihm die goldene Medaille gegeben, sein Löwenkämpfer sollte in Erz auferstehen, man mußte ihm die Bestellungen aufdrängen, das Geld floß ihm zu von allen Seiten; neue Ehrungen warteten seiner. Aber sein Herzensglück war davon geflogen wie der eingefangene Falter, der die Freiheit trotz des Schneegeflüsters liebte, ginge er auch elendig darin zugrundel!

Wie schön war das Leben und doch wie gemein, wenn der Schmutz der Strafe in die reinen Lüste flog!

Der Brief wanderte von Hand zu Hand, und es war Blankert, der noch laut die Worte las: „Sie sollen zum zweiten Mal gerettet werden.“ Das hatte sie noch als letzten Gruß getriggelt, wie die Entschuldigung einer schönen Seele.

Man ermannte sich, sprach gütig auf Kempfen ein und ermog nun dies und jenes, das ihm zum Heil dienen könnte.

Walzmann legte ihm die Hand auf die Schulter. „Sei ruhig, mein Junge, raffe Dich auf.“ Und er wiederholte, was er vor Jahren nachts in der Kneipe gesagt hatte, als Kempfen draußen stand und vergeblich auf Lorenzen wartete: „Alles Leid kommt vom Weib, alles Große kommt durch das Leid.“ Und er deutete auf das kleine Modell der Erdrosselung. „Blick dorthin, sie hat Dir Ruhm gegeben, verzeih, was sie tat. Ging sie, so mußte sie wohl. Wie wir alle unsern Weg gehen müssen, ob wir wollen oder nicht. Das macht der Trieb in uns, der geheimnisvolle Trieb. Dja, Ihr wolltet es nicht glauben, aber es ist so, meine Söhne: der Ruhm ist immer ein Weib, er will erobert sein. Du hast ihr die Seele erschöpft, der andre wird nur ihren Leib nehmen und daran zugrunde gehen. Woll'n uns sprechen darüber, nach einem Jährchen schon. Drum hoch der Ruhm, hoch Kempfens großer Ruhm!“ Vorher hatte er bereits heimlich ein halbes Glas zur Probe genommen, und so flossen ihm nun die Worte über die Lippen.

Schon wollten sie antoßen, als zaghaft die Klingel ging. Schneebedeckt trat ein Alter herein, fast lautlos und bescheiden, wie ein Mann der großen Sorge. Mit seiner dünnen Stimme nannte er einen Namen, stellte eine eingewickelte Figur auf den Tisch und verschwand, wie er gekommen war.

Es war die Putte Schmarz, ein wundervolles Marmoridol mit lachendem Gesichtchen, Grübchen in den runden Wangen. Das rechte ausgestreckte Vermägen trug den Lorbeerkranz, auf dessen Schleife „Hermann Kempfen“ stand. Dasselbe Schweigen entstand, denn alle wußten nun: er war tot. So hatte er doch noch seinen Geist geschickt, wie er Kempfen mit trübem Lächeln versprochen hatte. Und alle sahen ihn wieder vor sich, den Armen, Vielgeplagten, den ewigen Kunstzigeuner, in dessen verwachsenem Körper die schöne Seele eines Kindes schlummerte.

Walzmann wischte sich die Augen. „Nuschke, spiel Beethoven, er soll ihn noch im Himmel hören.“ Es war alles, was er sagen konnte, denn Schluchzen kam aus seiner Brust.

Sie saßen still und stumm. Während draußen die Natur ihr Sturmlied piff, erhob sich die Sonate mit ihren

göttlichen Tönen und löste allen Schmerz in wonnigem Schauer auf . . .

Kempfen jedoch, der einsam brütete, dachte an das Wort des armen Verbliebenen: „Ruhm ist Martyrium, eine lange Kette von Enttäuschungen.“

Ja, so war es. Und er senkte das Haupt noch tiefer, faltete die Hände und ließ vor seinen geschlossenen Augen das Bild der alten Mutter erstehn.

(Nachdruck verboten.)

Der Herr der Dynamos.

Von H. G. Wells.

(Schluß.)

Nächstes Mal, als Holroyd ihn mißhandelte, ging Azuma-gi nachher zum Herrn der Dynamos und flüsterte: „Du siehst es, o Herr!“ Und das zornige Schwirren der Maschine schien zu antworten. Dann kam es ihm so vor, als ob, so oft Holroyd ins Maschinenhaus kam, in die verschiedenen Geräusche der Maschine eine neue Note käme. „Mein Herr und Gott harret seiner Zeit!“ sagte sich Azuma-gi. „Noch ist die Riffetat des Zeren nicht reif!“ Und er harrete und hoffte auf den Tag der Abrechnung. Eines Tages drohte ein Kurzschluß — es war am Nachmittag —, und die Maschine versetzte Holroyd, als er sie ziemlich unvorsichtig untersuchte, einen bösen Schlag. Azuma-gi, der hinten stand, sah ihn abspringen und auf den heimtückischen Draht fluchen.

„Er ist gewarnt!“ sagte sich Azuma-gi. „In Wahrheit — mein Herr und Gott ist sehr langmütig!“

Holroyd hatte seinen „Rigger“ anfänglich insoweit in die Elementarbegriffe der Konstruktion seiner Dynamos eingeweiht, daß er ihm während seiner, Holroyds, zeitweiligen Abwesenheit das Maschinenhaus anvertrauen konnte. Als er aber bemerkte, in welcher Weise Azuma-gi das Ungeheuer umschlich, wurde er argwöhnisch. Es ging ihm die undeutliche Vorstellung auf, daß sein Geizer irgend etwas im Schilde führte, und indem er ihm vorwarf, die Drähte mit einem Öl eingeschmiert zu haben, das an einer Stelle den Lad zerfressen hätte, erließ er sofort ein Edikt, das er ihm über das Getöse der Maschinenrie weg zubrüllte: „Komm du mir nicht mehr der großen Maschine zu nah, Booh-bah, oder ich zieh' dir die Haut über die Ohren!“ Und überhaupt — wenn es Azuma-gi Spaß machte, sich in der Nähe der großen Dynamo herumzutreiben, so war es einfach Anstandspflicht, ihn daran zu verhindern!

Azuma-gi gehorchte für den Augenblick; aber später erwischte ihn Holroyd, wie er vor dem Herrn der Dynamos seinen Salaam machte. Holroyd drehte ihm den Arm herum und gab ihm, als er abging, noch ein paar Fußtritte. Als Azuma-gi gleich darauf hinter dem Kessel stand und den Rücken des verhassten Holroyd anstarrte, erklangen die Geräusche der Maschine in einem neuen Rhythmus und lauteten wie vier Worte seiner heimatlichen Sprache . . .

Es ist schwer, genau zu sagen, was Verrücktheit ist. Ich denke mir, Azuma-gi war verrückt. Das unablässige Dröhnen und Wirbeln des Maschinenhauses mag seinen kleinen Vorrat an Wissen und seinen großen, Schach an abergläubischen Vorstellungen nach und nach zu einer Art Wahnsinn durcheinander gerüttelt haben. Jedenfalls — als der Gedanke, Holroyd dem Dynamofetisch zu opfern, ihm wie eine Eingebung kam, erfüllte er ihn mit einem ganz seltsamen Aufruhr frohlockender Erregung. In dieser Nacht waren die zwei Männer und ihre schwarzen Schatten allein miteinander im Maschinenhaus. Es war durch eine große Bogenlampe erleuchtet, die purpurn flammte und fladerte. Schwarz lagen die Schatten hinter den Dynamos, die Anker der Motore wirbelten zwischen Licht und Dunkel hin und her, die Riffons pochten laut und regelmächtig. Die Welt, die man draußen, durch das offene Ende des Maschinenschuppens sah, erschien unglaublich undeutlich und fern. Auch völlig stumm erschien sie, weil das Toben der Maschinen jeglichen Laut von draußen übertaunte. Ganz hinten stand das schwarze Gitter des Hofes, mit grauen, schattenhaften Häusern jenseits; und darüber waren der tiefe blaue Himmel und die bleichen kleinen Sterne. Azuma-gi schritt plötzlich durch die Mitte des Schuppens, unter der die Leberriemen liefen, und verschwand im Schatten der großen Dynamo. Holroyd vernahm ein Schnappen, und das Säusen der Armatur wechselte.

„Was hast du da an dem Hebel zu schaffen?“ brüllte er voller Erstaunen. „Gib' ich dir nicht gesagt —“

Dann — als der Asiater aus dem Schatten auf ihn zulam, sah er den entschlossenen Ausdruck in Azuma-gis Augen . . .

Im nächsten Moment rangen die beiden Männer während vor der großen Dynamo.

„Du laffes-köpfiger Esel!“ leuchte Holroyd mit einer braunen Hand an seiner Gurgel, — „weg von den Kontaktrollen!“

Im nächsten Augenblick fühlte er sich zurückgeworfen und taumelte gegen den Gott der Dynamos. Instinktiv ließ er seinen Gegner los, um sich vor der Maschine zu retten . . .

Der Note, der in wilder Hast von der Station ausgesandt wurde, um nachzusehen, was in der Maschinenhalle geschehen war,

begegnete Azuma-zi beim Wächterhaus am Tor. Azuma-zi versuchte, etwas zu erklären; aber der Wache konnte nicht flug werden aus dem zusammenhangslosen Englisch des Schwarzen und hastete weiter nach dem Maschinenhause. Die Maschinen waren alle lärmend bei der Arbeit, nichts schien in Unordnung. Bloß ein sonderbarer Geruch von verjengtem Haar machte sich bemerkbar. Dann sah er eine merkwürdig aussehende klumpige Masse vorn an der großen Maschine hängen, und als er nähertrat, erkannte er die verzerrten Ueberreste Holcroys.

Der Mann riß die Augen auf und zögerte eine Sekunde. Dann sah er das Gesicht und schloß die Augen wieder krampfhaft. Er drehte sich um, ehe er sie wieder öffnete, damit er Holcroyd nicht noch einmal sehen mußte, und verließ das Maschinenhaus, um Hilfe herbeizuschaffen und sich seine Anweisungen zu holen.

Als Azuma-zi Holcroyd in den Krallen der großen Dynamo umkommen sah, befahl ihm doch so etwas wie Schreck vor den Folgen seiner Tat. Trotzdem hatte er ein seltsam erhebendes Gefühl; er wußte, die Gnade des Dynamo-Gottes war über ihm. Als er dem Mann, der von der Station kam, begegnete, war sein Plan schon gemacht, und der Obergeringenieur, der gleich darauf auf dem Schauplatz erschien, schloß ohne Zögern auf Selbstmord. Dieser Sachverständige beachtete überhaupt Azuma-zi kaum, außer um ein paar Fragen an ihn zu stellen. Ob er gesehen hätte, wie Holcroyd sich umbrachte? Azuma-zi erklärte, er sei am Kohlenbehälter der Maschine gewesen, bis er eine Veränderung im Geräusch, das sie machte, gehört hätte. Es war kein schwieriges Verhör, weil ein Verdacht überhaupt nicht existierte.

Die zermalnten Ueberreste Holcroys, die ein Mechaniker von der Maschine löste, wurden vom Wächter so rasch wie möglich mit einem Tuch voll Kaffeeskeden zugebedt. Jemand hatte die glückliche Eingebung, einen Arzt zu holen. Dem Ingenieur lag hauptsächlich daran, die Maschine wieder in Gang zu bringen; denn schon waren sieben oder acht Züge mitten in den dämpften Tunneln der elektrischen Bahn stehend geblieben. Azuma-zi, der die Fragen der Leute, die entweder auf Aufforderung hin oder aus Neugier ins Maschinenhaus gekommen waren, teils beantwortete, teils mißverstand, wurde vom Obergeringenieur wieder in den Heizraum geschickt. Natürlich sammelte sich draußen, vor den Toren des Hofes, eine Menschenmenge an — immer lungert — Gott weiß, weshalb! — in London eine Menschenmenge ein oder zwei Tage lang um den Schauplatz eines plötzlichen Todesfalls herum! Zwei oder drei Reporter drangen bis in das Maschinenhaus, einer sogar bis zu Azuma-zi; aber der Obergeringenieur, der selber in Journalistik machte, trieb sie schleunigst wieder hinaus.

Bald darauf wurde die Leiche fortgeschafft, und mit ihr verzog sich auch das öffentliche Interesse. Azuma-zi blieb ganz still in seinem Heizraum; er sah immer und immer wieder in den Kohlen eine Gestalt, die sich heftig wand und krümmte und schließlich still ward. . . Eine Stunde nach dem Mord mußte das Maschinenhaus für jeden, der hereinkam, genau so aussehen, als wäre überhaupt nie etwas Besonderes geschehen. Als der Schwarze nach einer Weile aus dem Maschinenraum gink, sah er den Dynamo-Gott neben seinen kleinen Brüdern freizehen und wirbeln; die Triebäder fausten, der Dampf der Pistons pochte — genau so wie früher am Abend. Schließlich — vom mechanischen Gesichtspunkt aus — war es ein sehr unbedeutendes Vorkommnis gewesen — die bloße zeitweilige Abweichung eines Stroms! Bloß daß jetzt die schlaffe Gestalt und der schlaffe Schatten des Obergeringenieurs an Stelle der massiven Umrisse Holcroys in dem Lichtpfad auf dem vibrierenden Boden unter den Riemen zwischen den Maschinen und Motoren auf und ab ging.

„Hab' ich nicht meinem Herrn gedient?“ sagte Azuma-zi unhörbar aus seinen Schatten heraus; und der Klang der großen Dynamo ertönte voll und klar. Und während er den riesigen, wirbelnden Mechanismus betrachtete, gewann der seltsame Zauber, der seit Holcroys Tod ein bißchen zurückgedrängt gewesen war, wieder seine alte Herrschaft.

Nie hatte Azuma-zi einen Mann so rasch und erbarmungslos töten sehen. Die riesige, dröhnende Maschine hatte ihr Opfer erschlagen, ohne auch nur eine Sekunde lang in ihrem gleichmäßigen Pulsieren zu stocken. Wahrlich, es war ein gewaltiger Gott!

Der ahnungslose Obergeringenieur stand, den Rücken ihm zugewandt, und kitzelte etwas auf ein Stück Papier. Sein Schatten lag am Fuß des Ungeheuers.

Ob der Herr noch immer hungrig war? Sein Diener war bereit!

Azuma-zi tat einen verstoßenen Schritt vorwärts. Dann hielt er inne. Der Obergeringenieur hörte plötzlich auf zu schreiben, ging durch die Halle bis zur hintersten Maschine und fing an, ihre Wirren zu untersuchen.

Azuma-zi zauderte; dann schlüpfte er geräuschlos in den Schatten neben dem Hebel. Da wartete er. Gleich darauf hörte er die Schritte des Obergeringenieurs zurückkommen. Dieser blieb an seinem vorigen Platz stehen, ahnungslos, daß der Feiger zehn Meier weit von ihm lauerete. Dann — plötzlich — zückte die große Dynamo auf, und im nächsten Augenblick hatte Azuma-zi aus der Dunkelheit ihn angesprungen.

Erst fühlte sich der Obergeringenieur um den Leib gepackt und nach der großen Dynamo hingezerrt; dann — mit dem Knie ausstößend und den Kopf seines Gegners mit den Händen nieder-

drückend, machte er sich frei und sprang von der Maschine zurück. Wieder packte ihn der Schwarze, indem er ihm seinen lockigen Kopf gegen die Brust stemmte, und sie schwanken und leuchteten — fast jahrhundertlang, schien es ihm! Endlich kam dem Obergeringenieur die Eingebung, mit den Zähnen eins der schwarzen Ohren zu packen und wütend zuzubeißen. Der Schwarze stieß ein fürchterliches Geheul aus.

Sie rollten miteinander über den Fußboden, und der Schwarze, der augenscheinlich sich von den blutdürstigen Zähnen befreit oder auch vielleicht ein Stück seines Ohres darin zurückgelassen hatte — der Obergeringenieur überlegte sich das noch mitten im Kampf — versuchte ihn zu erwürgen. Der Obergeringenieur machte ein paar hilflose Anstrengungen, sich mit den Händen irgendwo festzukallen und mit den Füßen auszuschlagen, als plötzlich der willkommenen Klang von Schritten auf dem Boden ertönte. Im nächsten Augenblick war Azuma-zi aufgesprungen und hatte sich auf die große Maschine gestürzt. Ein Bißchen erklang mitten durch das Getöse.

Der Beamte der Gesellschaft, der eben eingetreten war, stand still und sah starren Blickes, wie Azuma-zi die nackten Stangen mit den Händen packte, sich in einem einzigen, scheußlichen Krampf zusammenzog und dann, mit schrecklich verzerrtem Gesicht, regungslos von der Maschine herabhing.

„Ich bin verdammt froh, daß Sie gerade dazu gekommen sind,“ sagte der Obergeringenieur, der noch auf der Erde hockte.

Er sah nach der noch zudenken Gestalt hinüber. „Ein schöner Tod ist's augenscheinlich nicht. Aber ein rascher.“ Der Beamte starrte noch immer den Leichnam an. Er war ein Mensch von langsamem Begriffsvermögen.

Es entstand eine Pause.

Der Obergeringenieur stand ein bißchen mühselig auf. Er fuhr sich gedankenvoll mit den Fingern unter dem Kragen um den Hals und bewegte seinen Kopf wiederholt her und hin. „Armer Holcroyd! Jetzt begreif' ich . . .“ Dann ging er fast mechanisch zu dem Hebel im Schatten und leitete den Strom wieder in die Bahnverbindung. Während er das tat, löste sich der verjengte Leichnam von der Maschine und fiel vornüber aufs Gesicht. Der Herzschlag der Dynamo dröhnte laut und klar, und die Armatur schlug durch die Luft.

So endete — vorzeitig — der Kult der Dynamogottheit — wohl der kurzlebigen Religion aller Religionen. Immerhin lausit sie sich eines Martyriums und eines Menschenopfers rühmen . . .

Kleines feuilleton.

Das gefährliche Alter. Das Buch der Dänin *Marin Mich aellis*, „Das gefährliche Alter“ ist auch in der deutschen Uebersetzung, wie vordem in Kopenhagen, die Sensation einiger (überflüssiger) Tage geworden. Die neue auffällige Färbung des Titels hat auch diesem Werke literarischer Erotik Leser und Käufer gewonnen; der ungeschwächte Bedarf an erotischen Literaturartikeln ist ein Zeichen nicht erotischer Kraft, sondern erotischen Sektums. Jede unbefangene Aussprache geschlechtlichen Lebens und Empfindens ist an sich geeignet, für das von Grund aus kranke und verwirrte Sexualwesen unserer Zeit die notwendige Heilung vorzubereiten. Wir brauchen sicher die Wahrheit über das Wirkliche unseres Liebeslebens. Aber die unerhörten Offenherzigkeiten der seifischen-leiblichen Entschleierungen sind zumeist doch nur wieder eine andere Form der sexuellen Verlogenheit. Es ist die zhmische Fieberform der Prüderie, die eine unsaubere und feige Scheu vor dem Natürlichen bleibt, auch wenn sie im Ueberhitzten und Brutalen die nackte Wahrheit zu enthüllen verspricht.

Zu dieser Art verschleiender Entschleierungswerte gehören die — übrigens merkwürdig unsinnlichen — Tagebuchaufzeichnungen der sonst begabten Schriftstellerin. Es ist eine törichte und gedankenlose Schrift. Der Titel betrügt über den Inhalt. Es soll der Sinnenbrand der Frau zwischen 40 und 50 als allgemeingültige Erscheinung dargestellt werden. Aber diese Absicht wird in der Mitte des Buches zerbrochen, als sich herausstellt, daß das zwei- oder dreißendzjährige Weibkind unsäglich erkrankt, gar nicht die Frau ist, sondern ein in der Jugend schon schiffbrüchiges Weib, das in keiner rechten Ehe gelebt.

Ein Problem des gefährlichen Alters der vierzig- bis fünfzigjährigen Frau ist in dem Buche gar nicht vorhanden. Denn es ist eine kindertote Gattin, die aus Eitelkeit und Habsucht eine gleichgültige Ehe 22 Jahre lang, äußerlich glänzend, nicht unwillig schleppt. Am Ende wird sie von hysterischer Sehnsucht nach nackter Sinnenhingabe gequält. Als freiwillig geschiedene Frau vergräbt sie sich in die einfachste weiße Villa, in der ein Glasdach die Sternenschlafzimmer scheinen läßt, phantastet untätig ihre Erotik durch die Tage und wittert in den Nächten den Mann, den sie braucht. Ihre Augen hängen an den Lenden ihres Gärtners. Sein Mannsgeruch steht im ganzen Haus und er geht auf ungläublichen Weinen über die Wege — aber sie hütet anständig ihre Sinne, bis sie den Geliebten ruft, der alsbald mit der Asche seiner Liebe wieder geht. Auch der frühere Gott hört nicht auf die Fälscherei, denn er hat längst ein neues junges Weib gefunden. Eifersüchtige, dumme, hohle Betrachtungen über Nitriol, das fäglich an der Nebenbuhlerin zu verwenden, schließen die Beständnisse. Ist das Ganze etwa doch nur als Satire gemeint?

Wir erfahren nicht, ob eine Mutter, die in glücklicher Ehe lebt,

Schach.

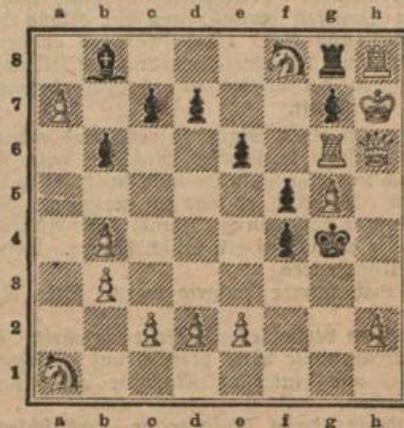
Unter Leitung von S. Lappin.

Lösung (24. Dezember. *Wh. Klett. Weiß: K65; D61; Th1; Ld3; Sg4; BB e6, g6, f2, g5. Schwarz: Kh5; Lh4; BB g6, f5, 2+).* Dieses Problem des weltberühmten Komponisten Klett (+) ist kein Capriccio, indem es auf keinem Wortspiel beruht, sondern ein regelrechtes Problem, das auf der ungewöhnlichen Methode der Nachforschung der der Diagrammstellung vorhergehenden Züge gebaut ist. Zur Lösung dieses Problems muß man nämlich folgende Betrachtungen anstellen. Da in der Diagrammstellung Weiß am Zuge ist, muß die Position durch einen unmittelbar vorhergehenden Zug von Schwarz entstanden sein. Welcher mag wohl dieser letzte Zug von Schwarz gewesen sein? Ein Königszug nicht, weil das einzig unbelegte Feld, von wo der K. gekommen sein konnte, h6 ist, wofolbst der K. im Doppelschach von S. und B. gewesen wäre, was überhaupt nie möglich ist. (Ein Doppelschach kann nur durch „Abzugschach“ entstehen. Ein schachbietender B. kann aber nur das „Abzugschach“ von D. oder T., nicht aber von S. (oder L.) aufdecken.) Der Lh4 konnte den letzten Zug von Schwarz nicht gemacht haben, weil das einzige unbelegte Feld, von dem er gekommen sein konnte, g3 ist, wofolbst er dem Weißen K. „Schach“ geboten hätte, ohne daß dieser am Zuge gewesen wäre, was nicht möglich ist. Aus demselben Grunde konnte der letzte Zug von Schwarz nicht etwa in f6—f5 bestehen. (Man merke sich diese Begründung der Unmöglichkeit des Einzelschrittes des „en passant“ schlagenden Bauern!...) Durch einen Schlagfall konnte aber Bf5 im letzten Zuge nach f5 auch nicht gekommen sein, da sowohl g6 als e6 besetzt sind. Endlich steht Bg7 noch auf seinem ursprünglichen Felde, hat demnach überhaupt noch nie während der Partie gezogen. Zur Entstehung der Diagrammstellung ist also als letzter Zug von Schwarz nur der Zug f7—f5 (Doppelschritt!) denkbar, was folgende Lösung zuläßt: 1. g5×f6 (1. „en passant“) 1. . . . g7×f6† (Einziger Zug!) 2. Sg4×f6†

Dieses (regelrechte) Genre von Problemen, das (zu Zwecken der Verechtigung des „en passant“ Schlagens) auf einer Nachforschung der Züge aufgebaut ist, die der Diagrammstellung vorhergegangen sind, nennt man „retrospektive“ (oder auch „retrograde“) Probleme. Wir erinnern (als Analogie) an eine von uns am 21. Mai gebrachte Humoreske von S. Loyd. (Weiß: K65; Dh3; BB h2, b3. Schwarz: K68; Th8; BB g7, h7. Forderung: „2+“ trotzdem Schwarz noch nicht rochirt hat.“ Lösung: 1. Dg3 und Schwarz kann auch gar nicht rochieren, da er, wie aus der Stellung ersichtlich, zuletzt entweder den K. oder den T. gezogen haben mußte.)

Wir können „retrospektive“ Probleme trotz ihrer merkwürdigen Wichtigkeit leider nur äußerst selten bringen, da, wie aus Obigem ersichtlich, die genaue Begründung der Lösung sehr platzraubend ist. Jedoch glauben wir, wenigstens einmal eine Ausnahme machen zu sollen.

Wir haben oben (bei Klett) gesehen, daß die Begründung der Unmöglichkeit des Einzelschrittes des im ersten Zuge der Lösung „en passant“ zu schlagenden schwarzen Bauern in einem dem noch nicht zugerechtigten weißen Könige geltenden „Schachgebote“ bestand. Die dementsprechende Postierung des weißen K. zu Zwecken der erwähnten Ausschließung des Einzelschrittes ist die einzige Idee, die in sämtlichen retrospektiven Problemen vorkommt, weil eine andere Idee zur Ausschließung des „Einzelschrittes“ ganz unklar hincinzubringen erscheint! — Der geniale Amerikaner S. Loyd hat sich jedoch gerade diese Aufgabe gestellt und hat diese äußerste Konstruktionschwierigkeit in nachstehender einzig dastehender (!) Position verwirklicht.



S. Loyd 4+.

Der Witz besteht also in der Beweisführung, daß diese Stellung mit dem Weißen am Zuge von der Anfangsstellung der Steine nach dem Spielgesetz nur unter der Voraussetzung zu erreichen ist, daß Schwarz im letzten Zuge f7—f5 gezogen hat. (Nur dann wäre 1. g5×f6† berechtigt!) Diese höchst geistreiche „Beweisführung“ bringen wir das nächste Mal als Lösung.

S. 4 Zügen ist das Matt nur mittels 1. f×f6† zu erreichen.

oder eine arbeitende Frau die Johannisbrunn besaß. Denn der zweite Fall in dem Buche ist fragant, eine andere Frau ist Witwe und alle sind sie Damen der Gesellschaft. Darum wird uns in diesem Buche aus den mehr theoretisch temperamentsvollen und sinnlosen Aufzeichnungen das gefährliche Alter im Leben der Frau nicht aufgeklärt. Dagegen ist die Psychologie des hysterischen Weibes ehrlich geoffenbart und — verdammt. Nicht das gefährliche Alter ist geschildert und bewiesen, sondern eine gefährliche Parasitin, die schon mit zwanzig Jahren das gefährliche Alter erreicht hat, und auch ein Stück gefährlichen Klassenwesens, bourgeois Zerlegung.

Kulturgeschichtliches.

Die ältesten Kalender. In diesen Tagen der Jahreswende lenkt ein interessanter Fund die Aufmerksamkeit auf die ältesten deutschen Produkte der Kalendermacherei, die durch den Buchhandel dem Publikum zugänglich gemacht wurden. In dem Reichthalschen Antiquariat in München wurde als Einlegung in einen Wiegendruck vor kurzem ein für die Einwohnerschaft Straßburgs und das Jahr 1477 bestimmter Wandkalender in Folioformat von 79 Zeilen gefunden, der in der Offizin des ersten Straßburger Buchdruckers Johann Neutelin gedruckt ist. Entsprechend dem Brauche der Zeit ist er ein sogenannter „immerwährender“ Kalender und bietet als Fert gute astronomische und medizinische Lehren, wie schon die Einleitung bezeugt: „Noch rot und beichluß der meister des Gestirnes und auch der argetig so sint dise muibe mit trenlessen geiget noch dem geworen louf sunnen mones mit abschneidung der hohen planeten und caude draconis . . . und sint VII Wochen und III tag von wibenachten bisz pffaffen fastnacht.“ Drei Jahre älter ist der von geschichtlichen Holztafeln gedruckte, in Quartoformat gedruckte Kalender des Regio montanus, von dem sich Exemplare nur noch in den königlichen Bibliotheken zu Berlin, Brüssel und München befinden, und ein Unikum des Britischen Museums, der ebenfalls 1474 erschienene „Grand Compost“ oder „Calendrier des bergères“, der schon durch seinen Namen auf die geistige Verwandtschaft mit dem „Schäfer Thomas-Kalender“ hinweist, den Mathias Corvinus von Ungarn 1474 neu berechnen und samt seinem wunderlichen Inhalt an absurden Wetterregeln, Anweisungen für den Landwirt und Beschreibung der Himmelsfreuden und Höllenqualen viele Jahre durch den Wiener Buchdrucker Engel in den Buchhandel bringen ließ. Noch älter ist ein ebenfalls in Wien im Jahre 1460 herausgegebener Almanach „pro annis pluribus“ (für mehrere Jahre). An der Spitze von allen aber marschiert eint auf zwei Holztafeln in Großfolio geschnittener, nur noch in einem einzigen Exemplar, und zwar in der königlichen Bibliothek in Berlin vorhandener Kalender, den Johannes de Samundia (Hans von Schwäbisch-Gmünd) 1439 herausgab. Den ersten, alljährlich mit neuem Inhalt erscheinenden „Jahreskalender“ gab erst Pehpus in Nürnberg 1513 heraus, dem nun bald ähnliche Kalender von Arnolds in Lübeck (1519) und von Diez in Roßlod (ebenfalls 1519) folgten. Tief ins Mittelalter zurück führen dagegen die handschriftlichen Kalender, die von kundigen Laien und Klostermönchen mit liebevollem Fleiß und Sorgfalt berechnet und geschrieben wurden. Einer der schönsten unter ihnen, der aus dem Jahre 703 stammende, „älteste“ „Sachsenkalender“ ist mit blau und rot gemalten Ornamenten und goldenen Initialen für die Festesdaten geschmückt und weist auch schon die Mondphasen und Tierkreisbilder auf.

Physikalisches.

Wieviel Licht in der Atmosphäre verloren geht. An einem trübem Herbst- oder Wintertag erfährt man es genaugiam, wie wenig Licht von der Sonne aus bis zum Erdboden und gar bis in unsere Wohnungen gelangt. Schneewolken, Nebel und dazu noch in den Städten eine Menge von Staub und Ruß, der sich in der feuchten Luft besonders hartnäckig festsetzt, bilden einen Schleier, durch den das Licht nur trübe hindurch scheint. Aber auch an klaren Tagen geht ohne Zweifel ein erheblicher Teil des Lichtes, das von der Sonne ausstrahlt, verloren, indem es in irgendwelcher Weise von der Luft selbst aufgelesen wird. Hervorragende Naturforscher sind schon mehrfach bemüht gewesen, diesen Lichtverlust genauer festzustellen. Wenn man die scheinbare Größe eines Sterns als Maßstab wählt, so würde nach den früheren Ermittlungen ungefähr der fünfte Teil dieser Größe von der Atmosphäre verchludt werden. Dies gilt für das Niveau des Meeresspiegels, während der Betrag auf hohen Bergen selbstverständlich geringer ist. Eine sehr gründliche Nachforschung der bisherigen Ergebnisse hat Dr. Roberts in Südafrika vorgenommen und ihre Ergebnisse der dortigen wissenschaftlichen Gesellschaft mitgeteilt. Er wählte zu seinen Untersuchungen den Gipfel eines Berges in der Winterkette. Sein Standort erhob sich ungefähr 1200 Meter über das Meer, und der Forstler hat dort über 500 Beobachtungen angestellt, so daß eine große Genauigkeit erzielt sein dürfte. Danach ist der Lichtverlust durch die Atmosphäre ein wenig geringer, als man bisher annahm, aber der Unterschied ist so klein, daß im allgemeinen die Angabe auch weiterhin genügt, daß ein Fünftel der Lichtstrahlen von der Luft aufgelesen wird. Dieser Betrag bezieht sich aber nur auf Lichtstrahlen, die senkrecht auf den Erdboden gerichtet sind. Am Horizont erscheint ein Stern 40mal schwächer als im Zenit, weil sein Licht dann sehr viel mehr und dickere Luft zu durchdringen hat.